



Die vier Jahreszeiten.

Im Jahre 1906 — ich war damals Superior unserer Missionsstation „St. Peter“ in Deutsch-Ostafrika — wollte ich auf einem etwa zehn Kilometer entfernten Platz eine neue Missionstation gründen. Die dortige Bevölkerung zählt zu den Wambugu, einem Hirtenvolke, das nur von seinen Herden lebt, von Ackerbau dagegen absolut nichts wissen will. Zu kaufen gibt's bei ihnen nichts als Milch, und selbst diese ist nicht immer zu haben. Als ich z. B. einmal mit dem Hochw. P. Erasmus Hörner einen Besuch dort machte und einen Mbugu um Milch ersuchte, entgegnete er, er habe keine, denn das Vieh gebe wegen Mangel an Regen keine Milch mehr. Auf unsere weitere Frage, ob er auch einen Gott kenne, gab er folgendes Gottesbekenntnis zum besten: „Es gibt zwei höchste Wesen, ein gutes und ein böses. Um das gute braucht man sich nicht weiter zu kümmern, denn es ist ja gut und fügt daher niemand ein Leid zu; vor dem bösen dagegen muß man wohl auf der Hut sein, daß es einem nicht schade.“ Zuletzt fügte er, zu P. Erasmus gewendet, bei: „Wenn du uns jetzt Regen machst, will ich dich als meinen Gott ansehen und dir ein Kalb zum Opfer bringen.“ —

Also bei diesen Wambugu, von denen wir soeben einen würdigen Vertreter kennen gelernt haben, wollte ich eine neue Station gründen. Weil, wie gesagt, nichts Essbares dort zu kaufen war, nahm ich selbst das Nötigste mit, nämlich Brot, Fett, Reis, Kakao, Tee und Zucker.

Damit glaubte ich für eine ganze Woche auszukommen. Zum Abhauen des Gehölzes, zum Einebnen des Platzes und dem Bauen einer Hütte nahm ich eine Zahl der stärksten Schuljungen mit; für diese war der Reis bestimmt.

Als ich einige Tage von Brot, Tee und Kakao gelebt hatte, wurde mir der Küchenzettel doch etwas gar zu einfach und ich beschloß daher, mir zum Abendessen einen Reiskuchen zu bereiten, wie ihn unsere Schwestern in St. Peter zeitweilig auf den Tisch zu bringen pflegten. Der Plan war gewiß sehr loblich, doch mit der Ausführung hatte es seine Haken. Die edle Kochkunst war mir fremd. Im elterlichen Hause durfte sich von uns Jungen keiner in der Küche blicken lassen, solange die Mutter am Kochen war, und in der Fremde ist man eben, was einem vorgesetzt wird. Indessen verlor ich den Mut nicht und sagte: Probieren geht über Studieren. Ich hatte auch schon wiederholt, wenn unsere schwarzen Jungen ihren Reis kochten, beobachtet, daß derselbe so schön aufquoll, ob er aber beim Braten dieselbe lobliche Eigenschaft an den Tag legen würde, wie beim Kochen, war eine Frage, die ich weder selbst beantworten konnte, noch meine Jungen, denn für letztere war „Braten“ ein vollständig fremder Begriff. Die Praxis sollte es mich lehren!

Ich tue also soviel Reis in die Pfanne, als ich glaube verzehren zu können, und füge dem trockenen Reis einen Göffel voll Fett bei. Ihn zuvor in Wasser aufquellen zu lassen oder gar etwas Salz beizufügen, fiel mir gar nicht ein. Über drei Steinen war ein Feuerchen angemacht, ich setzte die Pfanne darüber und fange mit Geduld an zu rühren und zu rühren. Doch der Reis will nicht aufquellen, will nicht braten. Ich denke, da fehlt es am nötigen Fett, füge daher einen zweiten Göffel voll bei und rühre aufs neue. Umsonst, er will sich nicht heben, nicht zum Kuchen formen. Die Sache kommt mir allmählich bedenklich vor; doch aller guten Dinge sind drei, sage ich, und gebe einen dritten Göffel voll Fett in die Pfanne. Mit dem Rühren hatte ich inzwischen ausgesetzt, nur sah ich zeitweilig nach, ob

sich noch keine Kruste bilde. Schließlich zeigte ich zu meiner Freude auch eine solche, nur die schwarzgraue Farbe wollte mir nicht recht gefallen. Ich begab mich ans Essen, würgte auch einiges hinunter, schließlich schenkte ich aber mein Koch-Erzeugnis den schwarzen Jungen, die es mit Mut vertilgten, ohne eine Miene dabei zu verzieren. — Warum mir dieser mein erster Reiskuchen so mißrat, wird die leidende Hausfrau besser wissen als ich, brauche daher auch keine Erklärung beizufügen.

Ein zweites Beispiel, wie sich zwei Missionäre in der edlen Kochkunst verachteten: Ich hatte mit dem oben genannten P. Erasmus eine mehrtägige Tour in der ostafrikanischen Steppe zu machen. Da wir aus Erfahrung wußten, daß es nichts Angenehmes sei, wenn man nach stundenlangem Marsche mit einer am Gaumen klebenden Zunge am Rastplatz ankommt und dann nichts anderes hat, als heute Brot und Tee und morgen Tee und Brot, so wollten wir für eine kleine Abwechslung sorgen. Wir nahmen also etwas Erbsen und Bohnen mit; doch weil wir keine Lust hatten, jedesmal zu warten, bis die harten Bohnen und Erbsen gar gekocht waren, ließen wir sie zu Hause mahlen. Mit Erbsen und Bohnenmehl, so dachten wir, könne man am Rastplatz schnell eine kräftige Suppe kochen.

Der Gedanke war gewiß nicht übel, nur Eines übersehen wir, daß man nämlich das Mehl in kochendes Wasser laufen lassen solle. Wir machten es umgekehrt, taten unser Bohnen- oder Erbsenmehl — ohne Salz natürlich! — in kaltes Wasser und wollten die „Suppe“ dann erst kochen lassen. Zuerst rührte einer der uns begleitenden schwarzen Jungen die Brühe kräftig um, und als es bei diesem nicht mehr recht gehen wollte, tat P. Erasmus sein Bestes, das Mehl am Anbrennen zu hindern. Als auch er den Mut verlor, kam ich selbst an die Reihe. Bald erklärte ich: „Die Suppe ist fertig!“. Denn ich sah nicht ein, weshalb ich mich da noch lange mit Rühren abquälen sollte. Der Ruf schien für meinen Kollegen etwas sehr Verlockendes zu haben; er kam sofort herbei, und so setzten wir uns zusammen und begannen von der famosen Suppe zu kosten. Das Ende vom Liede war auch hier, daß wir bald mit den Esseln inne hielten und den Tropf von unseren schwarzen Begleitern leeren ließen. Fortan nahmen wir wieder mit Tee und Brot vorlieb und nahmen auf keine Reise mehr Erbsen- und Bohnenmehl mit. Geschwiegeln haben wir über unsere damalige Kochkunst auch; erst heute habe ich sie an die große Glocke gehängt.

P. Isembard Lehendecker.

Die vier Jahreszeiten.

Wenn im Mai die Knospen springen,
Gib ich hin zum grünen Hain;
Ich muß jubeln, ich muß singen,
Und die Vöglein stimmen ein.

Wenn die gold'nen Aehren schwellen,
Und die holde Sonne glüht,
Wiegt man sich auf blauen Wellen,
Singt im Kahn ein Schifferlied.

Wenn die süßen Trauben blinken,
Und im Glase perl' der Most;
Singen muß man, will man trinken,
Heit'res Lied würzt ja die Rost.

Wenn die Silberslocken fallen,
Tönet wieder munterer Sang,
Und zum hehren Christfest hallen
Glocken ihren Weiheslang.

Darum heget süße Lieder
Tief und rein in eurer Brust!
Morgens singt und abends wieder,
Denn im Sang wohnt Leid und Lust.

Gehet zu Joseph.

„Ich hatte lange Zeit mit einem furchtbaren Seelenleid zu tun, das mich ganz unglücklich machte. Da wandte ich mich recht vertrauensvoll an den hl. Joseph und versprach, in der Mariannhiller Mission einen Senabau auf den Namen dieses großen Heiligen taufen zu lassen. Meine Bitte wurde ganz auffallend schnell erhört, und ich fühlte mich seitdem von jeder Verjuchung vollständig frei. Dem lieben heiligen Joseph sei tausend Dank gesagt. Gehet alle zu ihm, denn die Macht seiner Fürbitte bei Gott ist groß! — Veröffentlichung war versprochen.“

„Wir hatten zwei Jahre hindurch schwere Unglücksfälle im Stall. Dieses Frühjahr wollte sich das Nebel neuerdings einstellen. Wir wandten uns in unserer Not an den heiligen Joseph, sowie an den heiligen Benedikt und den heiligen Antonius von Padua mit dem Versprechen der Veröffentlichung im Vergizmeinnicht. Schon zwei Tage darauf war uns geholfen und seitdem ist jede Gefahr beseitigt.“

„Bin Kontoristin von Beruf, hatte aber lange Zeit so wenig Geschick und Talent für die einschlägigen Arbeiten, daß ich daran dachte, eine andere Lebensstellung zu wählen. Auf verschiedenes Anraten hin nahm ich zuvor meine Zuflucht zum hl. Joseph, und siehe, er half mir wunderbar. Ich bin jetzt in meinem Fach so firm und sicher, daß ich mit Leichtigkeit jeder Anforderung genügen kann. Neues Glück ist in meine Brust eingefehrt und ich kann nun aus eigener Erfahrung jedem raten, er möge in seinem Aufsieden zum hl. Joseph gehen; — er ist in der Tat ein mächtiger Helfer in jeder Not.“

„Ich war in großer Verlegenheit; ich hatte ein bedeutendes Kapital auf bloße Handschrift hin ausgeliehen, und die Aussicht, dasselbe wieder zu bekommen, war nicht groß. Im Verein mit mehreren andern hielt ich nun eine Novene zu Ehren des hl. Joseph. Der Erfolg war, daß ich am letzten März, also noch im Monat des hl. Joseph, die volle Summe zurückbezahlt erhielt. Leider unterließ ich längere Zeit die versprochene Veröffentlichung im Vergizmeinnicht, bis mich die vielen Dankesbezeugungen anderer neuerdings an diese meine Pflicht erinnerten. Drum will ich nicht länger zögern, sage ebenfalls dem großen Heiligen öffentlich meinen

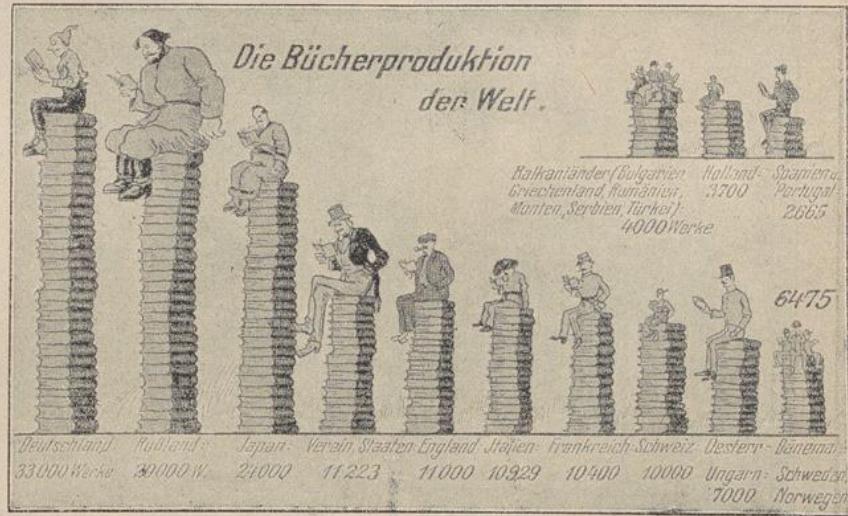
pflichtschuldigen Dank und ermahne jeden, in seiner Not zum heiligen Joseph zu gehen, denn er hilft immer, soferne es Gottes heiliger Wille ist.“

„Ich war in großer Angst, denn ich mußte eine schwere Prüfung machen, von deren glücklichem Bestehen mein ganzes Lebensglück abhing. Ich betete fleißig zum hl. Joseph und zur schmerzhaften Mutter Gottes und versprach im Falle der Erhörung Veröffentlichung im Vergizmeinnicht. Es ging alles gut; ich habe die Prüfung prächtig bestanden und sage nun der lieben Muttergottes und dem hl. Joseph öffentlich meinen herzinnigsten Dank.“

„Vor neun Jahren hindurch litt ich an peinlichen Kopfschmerzen. Ich konsultierte mehrere Ärzte, selbst Spezialisten, machte eine Menge Kuren und hatte dabei recht bedeutende Auslagen zu bestreiten, ohne die gewünschte Hilfe zu erlangen. Zuletzt gab ich die Hoffnung auf natürliche Mittel auf und wandte mich an den hl. Joseph. Ich hielt die sieben Sonntage zu Ehren seiner sieben Freuden und Schmerzen und erbat mir das Gebet frommer Kinder; und jetzt bin ich von dem Kopfleiden, das mir 9 Jahre anhaftete, vollständig frei. Bei in Not ist, wende sich vertrauensvoll an den hl. Joseph und empfehle sich dem Gebete frommer, unschuldiger Kinder, die Hilfe von oben wird dann nicht ausbleiben.“

„Im November v. J. erlitt ich in einer Zuckersfabrik einen Schenkelbruch. Die Sache sah bedenklich aus und die Hoffnung auf baldige Heilung war gering. Nun hielt meine Frau ohne mein Wissen eine Andacht zum hl. Joseph mit dem Versprechen der Veröffentlichung, und von jener Stunde an besserte sich mein Zustand ganz merkwürdig. Dem großen hl. Joseph sei dafür öffentlich Dank gesagt!“

„Die Unvorsichtigkeit meines Kindes brachte mich in große Verlegenheit, ich sollte eine Entschädigung zahlen, und überdies stand mir ein Prozeß in Aussicht. Da ging ich zum hl. Joseph, versprach hl. Messen lesen zu lassen und ein Heidenkind zu taufen, auch wollte ich die Erhörung im Vergizmeinnicht veröffentlichten lassen. Wider Erwarten ging alles gut, die Sache wurde friedlich beigelegt. Gegenwärtig bin ich wieder in großer



Statistik: Die Bücherproduktion der Welt. Eichhof, Berlin 68.
Die Statistik wurde von einem spanischen Schriftsteller auf Grund einer sorgfältigen Enquête zusammengestellt. Nebenröhrend ist das Ergebnis der ungeheuer angewachsenen Bücherproduktion in Russland und Japan.